Der Schuldschein : eine Erzählung aus den Volksleben

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **46 (1905)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007950

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Schuldschein.

Eine Erzählung aus den Volksleben.

I.

„Es ist mir vieltausend Franken Schaden, daß mein Vater sel. kein Millionär war," hat einst der Schreinerandres zu mir gesagt — und er hatte völlig recht. Ein großer Herr ist nämlich der Andres nie gewesen, bei ihm war allzeit Mangel an Ueberfluß und Ueberfluß an Mangel vorherrschend und die Pfandzettel waren ihm bekannter von Angesicht als Banknoten. Trotzdem hat sich der gute Mann ehrlich durch die Welt gebracht und dabei mehr von Glück und Zufriedenheit gewußt, als mancher, der über Haufen Geld und Gold verfügt.

Das Geld hat schon viel Unheil unter die Menschen gebracht, obwohl es noch alleweil der am meisten gesuchte Artikel ist und obwohl es immer noch Menschen gibt, die meinen, ein voller Geldsäckel sei mehr wert, als die eigene, unsterbliche Seele. Und doch hat der liebe Heiland gesagt: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet." Wie wahr das Wort ist, kann der liebe Leser aus nachstehender Erzählung erkennen.

„Sepp!" sagte eines Tages die Haldimattfrau zu ihrem Mann, „Sepp! seit ein paar Tagen will mir der Vater gar nicht recht g'fallen. Ich fürchte, es möcht' ihm öppis geben. Er ist ganz verchluderet, mag nicht mehr essen und und hüstelt eister umen." Der Sepp, der vor dem Tenntor am Dangelstock saß und seine Sense z'wegdengelte, legte den Dangelhammer bei Seite und schaute erschrocken zu seiner nebenan stehenden Ehhälfte auf.

„Hast recht, Kathri", sagte er, „es ist mir selber auch schon aufgefallen, — ich trau' der Sache nicht. Wie wär's, wenn wir gleich das Seppeli zum Docktor schickten und ihm sagen ließen, er solle zum alten Vater kommen, derselbe sei nicht recht zweg."

Die Haldimattfrau war sofort einverstanden, denn ihr Schwiegervater war ihr unvernünftig lieb und seit sie in's Haus gezogen war, hatten die Zwei mit einander noch kein ungerades Wort gehabt.

Es mochten aber ungefähr 10 Jahre vergangen sein, seit der alte Haldimatt-Chlaus, so wurde der Vater gewöhnlich genannt, sein Heimen an den ältern seiner zwei Söhne, an den Sepp abgetreten und sich in das kleine Holzhuseli neben dem Bauernhaus zurückgezogen hatte. Als aber das Waldburgi, so hat seine Frau geheißen, das Zeitliche gesegnet hatte, da wurde es dem alten Chaus in seinem kleinen Holzhäuschen zu langweilig und er zog wieder zu seinem Sepp und verkostgeldete sich bei ihm.

Da war nun der alte Vater gut aufgehoben. Die Schwiegertochter tat, was sie ihm an den Augen ansah und die beiden kleinen Meitschi, das Seppeli und's Röseli, zwei tusigsnette Gofen, kletterten am Großvater hinauf und gfätterleten mit ihm. Der war aber auch ganz vernarrt in die beiden Kätzchen und wenn er in's Dorf zur Kirche ging, brachte er ihnen immer ein Chrämli mit heim, für ein paar Batzen Chräpfle oder einen Vierlig Brustzucker oder sonst etwas zum Schlecken. Die Kleinen konnten es daher kaum erwarten, bis der Großätti heimkehrte, und wenn sie ihn von weitem kommen sahen, sprangen sie ihm entgegen, wie zwei Gitzi.

Etwa eine Viertelstunde von der Haldimatt entfernt lag die Haselrüthi, das Heimen, das dem jüngern Sohn des Haldimatt-Chlaus, dem Fränzel gehörte. Bisweilen machte der alte Vater auch dort Besuch, aber das kam ziemlich selten vor, obwohl der Fränzel seinem Vater gegenüber sehr gut war, und auch seine Frau, die Chresenz es nicht an Aufmerksamkeit fehlen ließ — aber — der Fränzel soll — wie die Leute sagten, — in Geldsachen verlegen gewesen sein — und öfter

seine Zuflucht zum alten Vater genommen haben, als diesem lieb war.

So erfreute sich der alte Chlaus eines schönen Lebensabends, wäre nicht die heillose Gicht gewesen, die in den letzten Jahren in seine Glieder fuhr. Es kam soweit, daß der Großvater nur mehr zur Not an einem Stecken in der Stube umenzuhülpen vermochte und als sich zur Gicht noch ein hartnäckiger Husten und allerlei Gsüchte gesellten, da mochte der Greis wohl selber ahnen, daß sein Stündlein bald schlagen werde. —

Kein Wunder, wenn die Haldimattfrau um ihren Schwiegervater immer besorgter wurde und sie daher ihre Bedenken auch ihrem Manne mitteilte.

Während die Beiden miteinander sprachen, kam das Seppeli aus dem Hause gesprungen und rief, der Großvater wolle, daß Vater und Mutter gleich zu ihm ins Stübli hinaufkommen. Sepp und seine Frau zögerten keinen Augenblick, dem Rufe zu folgen.

Der alte Chlaus lag zu Bett und gruchsete laut, es liege ihm zentnerschwer auf'm Herz. — „Sepp, es geht mit mir hübscheli z'End —" sagte er, mühsam nach Atem ringend. „Es hat mir stark böset. — Holet mir um Gottes willen den Herrn und den Doktor." Die Kathri wurde totenbleich, als sie den guten Schwiegervater so leiden sah, der Sepp suchte den Vater zu trösten, aber die Worte blieben ihm im Halse stecken. — Nach einer Pause fuhr Chlaus fort: „Im Kantrum dort ist alles aufbewahrt, was ich euch hinterlasse, Zinsbuch und Gültenrodel — und — —." Er wollte noch etwas beifügen, aber ein heftiger Husten und Erstickungsanfall hinderte ihn daran. Mit Schweiß bedeckt sank das Haupt des Kranken in die Kissen zurück.

Inzwischen zögerte der Haldimättler nicht, dem Wunsche des Vaters nachzukommen, den Pfarrer zu rufen und auch seinen Bruder Franz in der Haselrüthi von dem gefährlichen Zustand des Greisen zu benachrichtigen. Die Kathri suchte eilig die Verwahrrustig zusammen, breitete eine saubere Decke über ein Tischlein, stellte das Kruzifix darauf und zwei Kerzenstöcke daneben. Dann zog sie dem Kranken saubere Wäsche an, machte Bett und Stübli, so gut es in der Geschwindigkeit eben ging, zurecht und wischte hie und da verstohlen eine Thräne ab, die über ihre Backen herabrieselte. — Dem alten Chlaus, der sich wieder etwas erholt hatte, blieb der Schmerz seiner Schwiegertochter nicht verborgen, er streckte ihr seine magere Hand entgegen und sagte: „Kathri, briegg du nicht, du hast ja an mir nichts zu verlieren. Hab' dir immer nur Müh und Arbeit aneng'macht. Der lieb Gott soll's dir vergelten, du hast es immer so gut gemeint mit mir — der lieb' Gott soll's dir lohnen! — Jetzt hol' mir die zwei Meitschi."

Kathri vermochte die Tränen nicht mehr zurückzuhalten. Schluchzend verließ sie das Stübli, — kehrte aber bald wieder mit Seppeli und Rösli zurück und ließ sie am Bette des Großvaters niederknien. Da richtete sich der alte Chlaus auf so gut es ging, tauchte seinen Daumen ins Weihwasserkesseli, das ihm die Kathri hinhielt, und machte seinen lieben Enkelkindern ein kräftiges Kreuzzeichen auf Stirne, Mund und Herz. „Es segne euch, liebe Kinder, Gott der Vater, Sohn und hl. Geist. Bleibet brav, — und betet für mich!"

Während der Kranke diese Worte lispelte, tönte bereits das Verwahrglöcklein vom Wege herauf und geführt von Sepp trat bald darauf der Pfarrer mit dem Allerheiligsten in's Stübli. Ihm folgte Franz mit seiner Frau, der Chresenz und den Kindern.

Der Herr Pfarrer blieb nun beim Kranken allein und nahm ihm die Beicht ab, dann reichte er ihm die hl. Wegzehrung und spendete ihm das hl. Sakrament der letzten Oelung. —

Am gleichen Abend noch ertönte im Dorf die Sterbeglocke; den Leuten, die fragten, wer gestorben sei, gab der Sigrist die Antwort: „Der alte Haldimatt-Chlaus."

Nachdem der Dreißigste für den Vater gehalten war, kam der Franz aus der Haselrüthi zu seinem Bruder Sepp in die Haldimatt zur Teilung. Sepp hatte nach der Weisung des sterbenden Vaters den Kantrum, an dem der Schlüssel noch steckte, durchsucht, Bücher und Schriften herausgenommen und geordnet und das Geld in einem hölzernen Druckli gezählt, es waren ein paar hundert Franken." Aus dem vorhandenen Geld wurden nun zuerst gemeinsam die Sterbekosten bezahlt, die Doktorrechnung bereinigt — dann stellte Sepp das noch übrige Vermögen in Baar und an Gülten zusammen, und die Teilung verlief im Frieden, ohne alle Schwierigkeit.

II.

Einige Tage waren inzwischen vergangen, da saß eines Abends der Sepp in der großen Stube hinter dem schweren eichenen Tisch und sann und

sann über etwas nach. — Vor ihm lagen die Rechnungsbücher, Rodel und Schriften seines Vaters sel., — die Gülten und das Geld, das bei der Teilung dem ältern Bruder zugefallen war. Ratlos kaute er an der Feder, mit der er ein paar Notizen auf das vor ihm liegende Papier gemacht hatte und ein Mal übers andere schüttelte er sein sorgenschweres Haupt. „Es stimmt nicht, es muß mehr sein," murmelte er und dann fing er wieder an, aufzuschreiben, zusammenzuzählen und auszurechnen. „So viel hatte der Vater Ererbtes, so viel Erhausetes, so viel von der Mutter sel. Für so und so viel wurde mir das Heimen angeschlagen, so und so viel wurde als Ausstand für den Franz angerechnet, — — hm, hm — hätte geglaubt, es sollte besser ausgeben! — Der Vater muß mehr beisammen gehabt haben, es kann nicht anders sein. Verunschicket hat er nichts, huslich war er, wie kein Zweiter, — etwas muß er vorgeschlagen haben. — — — Nach meiner Rechnung träfe es an hinterlassenem Vermögen gegen 5000 Franken mehr, als da ist. Aber man kann sich trumpieren, 's hat schon mancher weniger geerbt, als er gerne gehabt hätte!" So sprach der Sepp zu sich selber und sann und sann. „Am End hat der Vater sein voriges Geld irgendwo versteckt. — Er hat mir auch noch etwas sagen wollen, bevor er starb, — aber der Husten hat ihn daran g'hindert. — Hm hm, — der Schneggenhüsler soll auch ein paar Tausend im Laubsack versteckt g'habt haben. — Wenn das beim Vater der Fall gewesen wäre, müßte man das Geld doch g'fundn haben, als wir den Laubsack verbrannten. — — Ich muß doch mit der Kathri reden. — Kathri! — Kathri — los!"

Die Kathri war eben in der Küche beschäftigt und als sie den Mann rufen hörte, kam sie zu ihm in die Stube. Sepp durchging mit ihr nochmals seine Notizen und Rechnungen und trug ihr seine Bedenken vor.

„Geld hat der Vater keines versteckt," sagte die Frau, „das ist sicher, wir haben ja alles durchsucht im Stübli und zunderobsi gemacht — vertan hat er's auch nicht und nicht verunschicket, — aber —" „Was aber?" fuhr der Sepp dazwischen, — was meinst öppä?" „Ich meine nur,", entgegnete Kathri, „es wäre vielleicht auch möglich, das öpper anders die Finger in's Vaters Geldsäckel gesteckt hätte." Sepp schaute seine Frau verwundert an. — „Ich weiß nicht, was du damit sagen willst." — Die Kathri neigte ihren Kopf gegen Sepps Ohr und sagte leise und geheimnisvoll: „Sepp, ich möchte gegen keinen Menschen Verdacht haben — aber allen Leuten trauen kann ich auch nicht. Weißt, Sepp, — mir ist's schon lang vorkommen, als sollte man dem Fränzel etwas besser auf die Finger luogen. Gang-mer eweg! Ich traue ihm nicht recht. — Du weist ja, er luogt zu gern in's Glas inen, zu viel Geld hat er grad nicht — und denk nur an das Schäärli Kinder, das er nachenschleipfen muß." — — Sepp stützte den Kopf in die Hände und schwieg. Die Kathri fuhr nach einiger Zeit in ihrem Gespräch weiter. „Die in der Haselrüthi haben sich immer nachenzumachen gewußt, sie sind nie zu kurz gekommen — gang-mer eweg. Er und 's Chresenz haben dem Vater gflederlecklet und g'flattiert, wo sie nur konnten. Der Vater ist gutmütig genug gewesen, alles zu glauben, was sie ihm vorschwätzten. — Fränzels Gofen sind auch nicht zu kurz gekommen, sie haben immer den Vortel gehabt vor den unsrigen, das hat man am letzten Samichlaustag g'sehen, wo er ihnen schier z'halb mehr g'schleickt hat, als unseren Meitschenen.

„Es segne euch, liebe Kinder, Gott der Vater," ꝛc.

Gang=mer eweg, ich trau' dem Fränzel und seiner Frau nicht, die können dem Vater ganz gut Geld usenglöcklet haben." „Glaubs doch nicht recht," — sagte der Sepp. „'s ist doch mein Bruder und grad b'schissen wird er mich nicht haben." — Die Kathri redet sich immer mehr in den Eifer hinein. „Gang=mer eweg. Wenn es sich um Geld handelt, kann man dem eigenen Bruder nicht mehr trauen. Man hat Exempel von Beispielen genug."

Sepp saß nachdenklich am Tisch und kratzte in den Haaren. — Er zählte noch einmal die aufnotierten Zahlen zusammen, — er brachte kein anderes Resultat heraus. Seine Kathri konnte am Ende doch noch recht haben. Andererseits konnte er es nicht glauben, daß der Vater den Fränzel bevorzugt habe zu seinem, des ältern Bruders Schaden. Er sagte daher nach einigem Nachdenken schier unwirsch zu seiner Frau: „Das hat der Vater nicht getan, er hat den Fränzel nicht bevorzugt zu meinem Nachteil, — ich glaub's nicht." — „Gang=mer eweg", entgegnete die Kathri. — „Vom Vater will ich nichts gesagt haben, aber der Fränzel und seine Frau werden ihm halt in den Ohren gelegen sein, bis der gute Vater nachgegeben und für sie etwa ein Gültli eingesetzt haben wird." Kathri schwieg, der Sepp glotzte immer noch die Zahlen auf dem Papier an. „Es fehlen halt doch gegen 5000 Franken," brachte er endlich heraus.

„Am End ist das Geld auch erst nach dem Tode des Vaters weggekommen!" bemerkte jetzt die Kathri plötzlich. Am Kantrum im Stübli ist ja der Schlüssel g'steckt und der Fränzel ist allein im Stübli zurückgeblieben, als wir gleich nach dem Hinscheide des Vaters im ganzen Haus umenstürmten und die Todenkleider zweg machten." „Das könnte beim Hagel noch wahr sein," meinte der Haldimättler. „Jetzt kommt es mir in den Sinn, wie der Vater vor dem Sterben noch etwas vom Kantrum hat sagen wollen, aber er hat's nicht mehr fürenbracht." — „Gang=mer eweg," rief die Hausfrau, ganz aufgeregt. „Jetzt kommts mir auch wieder in den Sinn, wie der Fränzel so kurios dreing'luogt hat, als er aus dem Stübli kam und zum Haus hinausstrich, wie ein Schelm." — Zornig erregt stand der Sepp auf und schritt mit langen Schritten in der Stube auf und ab. — Die Kathri schaute ihm eine Zeitlang mit in die Seite gestämmten Armen zu, dann schürte sie weiter in der Zornesglut des aufgeregten Mannes. „Ich weiß, was ich täte, wenn ich dich wäre," sagte sie, „so mir nichts, dir nichts ließe ich die Sache nicht drohlen." „Ich tu's wahrhaftig nicht gern," sagte der Sepp nach kurzem Nachdenken, „aber es handelt sich eigentlich nicht um meine Sache, sondern um die meiner Kinder." — „Ja, und die können einst ein paar tausend Franken grad so gut brachen, als die Gofen in der Haselrüthi."

„Morgen gehe ich zum Fränzel," sagte Sepp entschlossen. — „Wenn er und seine Frau bekennen, dann ist's wohl und gut." „Und wenn sie läugnen, gehst vor's G'richt," erklärte die Haldimättlerfrau resolut, „was uns gehört, das dürfen wir auch fordern. — Gang=mer eweg!"

III.

In der Haselrüthi saß der Franz mit seiner Chresenz und den Gofen beim Nachtessen, als es nicht gerade hübscheli an der Türe anklopfte und auf Fränzels „Nur ina!" sein Bruder Sepp in die Stube trat.

„Guten Abend!" sagte der Eintretende und „G'segne's Gott!" aber es lag etwas Eigenartiges, Unheimliches in dem Ton seiner Stimme. „Willst mithalten?" fragte der Fränzel und rückte auf der Bank zur Seite, aber man merkte es ihm an, der Besuch kam ihm nicht ganz gelegen. Sepp dankte für das Anerbieten, er habe schon gegessen, sie sollen sich nicht stören lassen, — er habe mit dem Franz nur öppis reden wollen, aber es pressiere grad nicht und er könne schon warten, bis sie gegessen hätten.

Franz, der vorher ziemlich dem Most auf dem Tische zugesprochen hatte und etwas angeheitert war, machte seit dem Eintreten seines Bruders ein mürrisches Gesicht und warf hie und da einen mißtrauischen Blick auf ihn. Die Chresenz mußte für ihren Mann das Wort führen.

Das Nachtessen war vorüber, das Tischgebet verrichtet; der Hausvater schickte seine Kinder in die Laube hinauf und befand sich nun mit seinem Bruder und der Chresenz allein in der Stube.

„Fränzel!" begann nun der Haldimättler, „ich muß mit dir noch einmal wegen der Teilung reden. Es will mir schier scheinen, als ob dabei ein Versehen vorgekommen sei." „So, so," sagte der Fränzel trocken, „ein Versehen?!" „Ja, ein Versehen, oder sonst öppis G'fehltes," fuhr Sepp fort. „Es ist nicht möglich, daß der Vater sel. so schlecht gehauset und so wenig hinterlassen hat. Meinst nicht, Fränzel, der Vater könnte etwas

auf die Seite getan oder versteckt haben?" „Wenn das der Fall wäre," lautete Fränzels Entgegnung, „dann müßtest du z'erst davon wissen und könntest am ehesten öppis gefunden haben — du oder die Kathri, — denn im Stübli des Vaters sel. wußtet ihr besser d'Kündi, als ich."

Dem Sepp stieg das Blut in den Kopf, aber er wußte sich noch zu beherrschen.

„Ihr werdet nach dem Tod des Vaters sel. das Stübli sicher durchsucht und alles in d' Ordnig getan haben," mischte sich die Chresenz in's Gespräch. „Der Vater hat vielleicht schon bei Lebzeiten etwas verschenkt oder weggeben," fügte Fränzel hinzu. Das war schon schier zu viel für den Sepp. „Ja, ich denke," bemerkte er spitzig, „dann könntest du wohl am ehsten wissen, was und wem der Vater öppis vermacht hat. Aber weißt, ich hab' auch ein Recht zu wissen, wo das Geld hingekommen ist. Es g'hört mir so gut, wie dir, was der Vater sel. beseßen hat." —

Jetzt sprang der Fränzel hinter dem Tisch hervor. Er hatte ein Gesicht so rot, wie ein Güggelchammen — und schrie: „So, pfeift der Wind aus dem Loch? Meinst öppe, ich habe dem Vater Geld abg'luset oder abg'stohlen? Meinst öppe, ich sei auch so ein Geizteufel und Geldfresser, wie du? Jetzt kommst du mir gerade recht! Du und deine Alte, ihr seid die Gleichen." „Ich will wissen, wo das Geld hingekommen ist," entgegnete Sepp gleich gereizt, „das ist einmal gewiß und sicher, daß mehr Vermögen vorhanden sein muß, wenn alles mit rechten Dingen zugegangen ist. — Der Vater sel. — Herr gib ihm die ewige Ruh'! — ist ein rechter Mann gewesen, das ist er. Er hat nichts verlumpet und verluodert, wie gewisse andere Leute, verstehst! Er hat mich grad so gern g'habt, wie dich und keinen bevorteilen wollen, das weiß ich. Ich sag' dir noch einmal, du weist, wo das Geld hingekommen ist, du must es wissen."

„Kommst du mir so?" schrie nun der Fränzel in höchster Aufregung, indem er sich mit geballten Fäusten vor Sepp hinstellte, „Wärest du nicht mein Bruder, dir gings schlecht, das kann ich dir sagen! — Aber jetzt mach', daß du hinauskommst zum Loch." „Seid doch vernüftig," suchte Chresenz zu beschwichtigen, „lärmt doch um Gotteswillen nicht so laut." — Der Sepp hatte aber schon seinen Hut ergriffen und die Türfalle in der Hand. „Ich will nicht mit euch zanken," rief er unter der Tür, „aber das sage ich euch, 's Geld muß heraus und das muß es!" Sagte es und schletzte die Türe, daß das ganze Haus erzitterte.

Der Landjäger kam zur Türe herein.

Nach einigen Tagen wurde Franz vom Sepp vor den Friedensrichter zitiert, die beiden Brüder sagten einander alle erdenkliche Schand, aber zu einem Ausgleich kam es nicht.

Wieder vergingen einige Tage. Eines Abends, als der Fränzel gerade mit dem Heuen fertig war und hinter einem Schwarzen saß, kam der Landjäger zur Tür herein mit einem großmächtigen versiegelten Brief. Der Fränzel stellte das Beckeli Schwarzes, das er grad in der Hand hatte, wieder auf den Tisch und schaute den Besuch mit ein paar großen Augen an. Seine Hand zitterte, als er den Brief entgegen nahm und ihn öffnete, — wie erschrack er aber erst, als er die amtliche Aufforderung las, dem Langjäger unverzüglich auf's Rathaus zu folgen. Die Chresenz, die sich nicht enthalten konnte, in's Schreiben hineinzugucken, stieß einen Schrei aus und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Inzwischen forderte der Landjäger den Fränzel auf, nur kein Federlesen zu machen, er brauche sich nicht lange

zu besinnen und umenzutampen, sondern er solle nur gleich die andern Hosen anlegen. Da sei nichts anderes zu machen, — es pressiere und er habe nicht Zeit, lange zu warten."

Der Franz stand langsam auf, bleich wie ein ausgewaschener Lumpen, und ging in die Kammer, um den Tschoppen anzulegen und den Hut zu holen. Als er wieder in die Stube herauskam, schien er etwas gefaßter. Er reichte der Frau die Hand und sagte: „Die Suppe hat mir der Sepp einbrockt, wir wollen luogen, ob ich sie so g'schwind ausesse, als der Herr Bruder meint." Hierauf folgte er ziemlich kleinlaut dem Diener der öffentlichen Gerechtigkeit.

Franz wurde nun ein über das andere Mal verhört, auch die Chresenz wurde einvernommen, aber ohne nennenswerten Erfolg. Vor dem geschwornen Gerichte sollte der Handel zum Austrag kommen. Sepp stützte seine Anklage auf den Nachweis, daß der verstorbene Vater mehr hinterlassen haben müsse, daß Franz zu wiederholten Malen in notiger Lage gewesen sei und den Vater um Unterstützung angegangen habe, wie sich aus verschiedenen Aussagen des Vaters selber ergeben habe. Daß sich dieser darüber beschwert habe, wie sein jüngerer Sohn so schlecht hause, alles verputze und versetze und wie man mit ihm sein Kreuz habe. Auch behauptete der Sepp, sein Bruder sei gleich nach dem Ableben des Vaters ganz allein im Sterbezimmer zurückgeblieben und habe in dem Kantrum, wo das Geld aufbewahrt gewesen sei, umeng'schnauset, die Kathri, seine Frau habe das mit eigenen Augen gesehen. Auf solche Aussagen hin wurde beim Fränzel in der Haselrüthi eine Hausuntersuchung vorgenommen, aber nichts Verdächtiges kam zum Vorschein, Geld war sehr wenig vorhanden. Sepp's Frau wurde gleichfalls verhört, aber ihre Aussagen waren unbestimmt und verworren. Kurz und gut, dem Kläger fehlten genügende Beweise zur Begründung seiner Anklage und so kam nach längerem Verhandeln endlich das Urteil heraus:

„Da es dem Kläger Joseph Adacher nicht gelungen ist, die Anklage auf Erberschleichung und Betrug gegen seinen Bruder Franz Adacher genügend zu beweisen, so ist derselbe mit seiner Klage abgewiesen und zum Tragen sämtlicher Kosten, zur Entschädigung wegen Ehrbeleidigung der Beklagten verurteilt, dagegen ist dem Beklagten Franz Adacher, sowie seiner Ehfrau Chresenz auferlegt, unter einem Eide auszusagen, daß ihnen von einer Geldsumme ihres Vaters und Schwiegervaters nichts bekannt sei, außer derjenigen, die nach seinem Ableben rechtmäßig zur Verteilung gekommen ist. Der Eid ist von beiden Beklagten innerthalb 14 Tagen zu leisten und das Urteil tritt mit dem Ablauf des letzten Tages dieser Frist in Kraft. Leistet Eines der Beklagten den Eid nicht, so ist das Urteil gegen den Kläger aufgehoben und beide Teile haben die Kosten gleichmäßig zu tragen."

Je näher die zur Ablegung des Reinigungseides anberaumte Frist ihrem Ende zuging, um so unruhiger und aufgeregter wurde der Franz in der Haselrüthi. Er sprach häufiger als sonst der Flasche zu, und als die Stunde da war, wo der Eid abgelegt werden sollte, hatte er sich bereits so viel Guraschi angetrunken, daß er prahlend erklären konnte: er habe ein gutes Gewissen, er und seine Chresenz brauchen sich nicht lange zu besinnen, ob sie die drei Finger aufheben dürfen, seinen Bruder aber werde der Herrgott schon noch finden und ihm den verdienten Lohn geben.

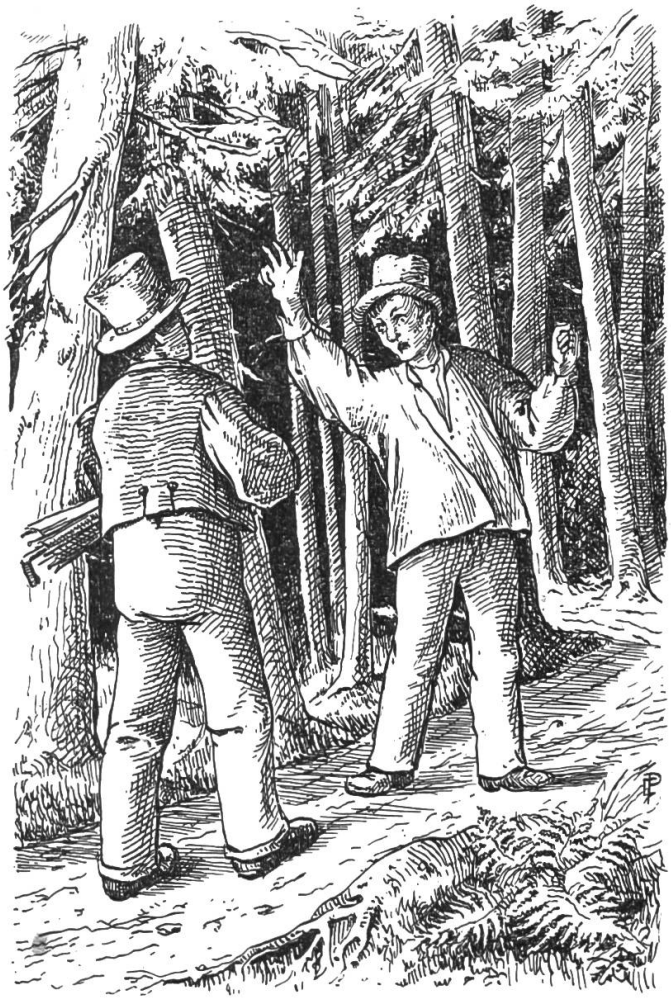
So leisteten die Ehleute auf der Haselrüthi vor Ablauf der Frist den auferlegten Eid und Joseph Adacher in der Haldimatt wurde in die Kosten des Prozesses verurteilt.

IV.

Daß der Prozeß der Gebrüder Adacher viel zu reden gab, ist begreiflich. Die Einen sagten, der Haldimatt-Sepp sei ein Geizteufel und es sei von ihm eine imfame Schlechtigkeit, seinen eigenen Bruder zu verdächtigen und zu verklagen. Ein rechter Mensch sollte sich schämen, so etwas zu tun. So etwas hätten sie dem Sepp und seiner Kathri nie zugetraut, aber man könne sich eben täuschen. Leute, die so scheinheilig seien, wie die Haldimättler, die seien schon von der rechten Sorte. Andere waren der Ansicht, es müsse doch etwas hinter der Sache stecken. So mir nichts und dir nichts hätte der Haldimättler nicht vor Gericht geklagt, und so ganz mit richtigen Dingen gehe es halt in der Haselrüthi auch nicht zu. Es sei ein Wunder, daß der Fränzel bei einem solchen Leben nicht schon längst verlumpet sei. Am Sonntag nach dem Gottesdienst redeten die Leute auf dem Dorfplatz nur von den beiden Brüdern und ihrem Prozeß.

Den Sepp verdroß das Gerede und um kein Geld hätte er nochmals Klage gestellt, nun aber war es zu spät, das Urteil gesprochen. Je mehr die Leute über den Haldimättler herfielen,

um so wohlmeinender und frecher wurde der Fränzel. Mehr als je saß er im Wirtshaus und schimpfte über seinen Bruder. Die Chresenz hatte böse Lebdig, ihr Mann kam nun immer häufiger betrunken nach Hause. Dann schimpfte und lamentierte er über den Sepp und die Kathri. „Ehre und guten Namen haben sie mir genommen, mir und der ganzen Familie. Im ganzen Kanton umen haben sie mich verschrien, die Scheinheiligen.“ — Die Chresenz suchte zu beschwichtigen, tadelte ihn wegen seiner aufgebrachten Reden und seinem Fluchen — gab ihm hin und wieder recht, um ihn nicht noch mehr aufzubringen, aber all' das reizte den Haselrüthi-Franz nur noch mehr. Dann polterte und cholderte er nur um so ärger. Andere Male zeigte er sich wieder ganz verschlossen, mürrisch und einsilbig gegen Weib und Kinder. Einsam und allein strich er in Feld und Wald umher, ließ den Kopf hängen und stierte in den Boden hinein. Wie er wieder einmal so kopfhängerisch herumschleicht, von Zeit zu Zeit mit sich selber redt und dazu mit den Händen agiert, wie einer, der ein Rädlein z'viel im Kopf oder eine Halbe über den Durst getrunken hat, da steht er unerwartet in der Biegung des Weges vor seinem Bruder Sepp. Der Sepp erschrickt, wird totenbleich und will wieder umkehren. Der Fränzel aber hat ihn schon erblickt. Das Blut schießt ihm in den Kopf, er geht auf seinen Bruder los und rollt die Augen wie ein wildes Tier, dem man seine Beute entreißen will.



„Auf dem Totbett sollst mich um Verzeihung bitten.“

„Elender, miserabler Mensch!“ schreit er wütend mit heiserer Stimme, „bleib nur stehen, ich hab' mit dir ein Wörtlein zu reden, du ehrloser Hudel du! Du hast mich und meine Frau um den ehrlichen Namen gebracht, daß wir uns kaum mehr vor den Leuten zeigen dürfen. Den Landjäger hast mir g'schickt, wie neu Schelm hast mich einsperren lassen und hast mich vor Gericht verklagt, du infamer Spitzbub! — Aber weißt was, Herr Bruder! Recht ist doch Recht 'blieben und der Schuß ist dir hinten ausen gegangen. Die Kösten hast du zahlen können, du vermaledeiter Geizhals — aber uns hast du Ehr und guten Namen g'stohlen, das hast du, und das verzeih' ich dir nie — nie! Ich will dir nichts böses gewünscht haben, aber auf'm Totbett sollst mich um Verzeihung bitten — hörst du, auf'm Totbett — anders verzeih' ich dir nicht!“

Mit diesen Worten machte der ergrimmte Fränzel ganze Wendung kehrt und ließ seinen Bruder verdutzt stehen.

Kein unberufenes Menschenauge war Zeuge dieses Vorfalls gewesen, kein einziges Menschenohr hatte die groben Vorwürfe, die schrecklichen Drohungen des Haselrüthi-Fränzel vernommen. Nur ein paar Vögel flogen aufgeschreckt aus den Zweigen, als Fränzel voll Erregung durch den Wald weiter eilte.

Still, in sich gekehrt, ging Sepp nach Hause. Tagelang blieb er verschlossen gegen jedermann und brütete stumm vor sich hin. Keinem Menschen offenbarte er, was in seinem Herzen vorging, nicht einmal seinem treuen Weibe, so sehr auch die Kathri drängte und frägelte, was ihn drücke.

So vergingen Jahr für Jahr, der Streit zwischen den Brüdern war nun einmal da und dauerte hartnäckig fort. — Die Leute in der Haldimatt und diejenigen in der Haselrüthi waren sich spinnefeind und schauten einander nicht an, wenn sie sich begegneten. Keiner von den beiden Brüdern lüpfte vor dem andern den Hut, keiner nahm dem andern die Zeit ab. Winter kamen und vergingen, kalter Schnee deckte Wald und Feld, die Sonne löste ihn auf und der Föhn

fegte ihn weg, aber in den Herzen der beiden Brüder schmolz das Eis des Haßes nicht und finstere Nacht der Feindschaft lagerte auf ihrer Brust. Wie oft werden die Schwalben wiederkehren bis Friede im Herzen der verstockten Brüder Einzug hält? Viel Kummer und Herzeleid brachte der Streit zwischen den beiden Brüdern, besonders über die Frau in der Haselrüthi. Mit ihrem Manne ging es seit dem unheilvollen Prozeß immer mehr bergab, er suchte Zerstreuung im Wirtshaus, Trost im Schwarzen und im Schnaps. Arbeiten mochte er nicht mehr, seine Familie war ihm verleidet, scheu und verschlossen ging er den Seinigen aus dem Wege, um so häufiger aber verkehrte er mit seinen Saufbrüdern. Daheim ging Alles drunter und drüber; die Chresenz wehrte sich so gut sie konnte, aber was wollte sie machen? Kam ein Batzen Geld ins Haus, so trug ihn der liederliche Mann wieder fort, sollten Lebensmittel angeschafft, Schulden bezahlt werden, so war kein Geld vorhanden, der Schuldentreiber aber machte immer fleißiger Besuche in der Haselrüthi und redete immer unmanierlicher mit den Leuten dort. War der Fränzel den Tag über hinter dem Most und bei den Karten gesessen und kam er tief in der Nacht toll und voll nach Hause, dann sollte die Chresenz noch extra aufstehen und ihm ein Schwarzes machen. Zeigte sie keine Lust dazu, dann ging das Lärmen und Schimpfen los.

Eines Abends wachte die kummervolle Frau bei einem kranken Kinde, da pollterte der Fränzel gegen Morgen die Stiege herauf und klopfte an die Türe, Chresenz öffnete. „Kommst endlich?" sagte sie traurig und kehrte wieder stumm zur Wiege zurück.

Der einsilbige Empfang gefiel dem Fränzel nicht, er griff ihm in das Gewissen hinein. Der Kummer, der beim matten Schein des Oellichtes auf den abgehärmten Zügen seiner Frau zu lesen war, machte dem verkommenen Hausvater bittere Vorwürfe, reitzte ihn aber nur noch mehr.

„Wenn 's dir nicht recht ist, daß ich heim komme, so hätte ich ja fort bleiben können; man ist an einem andern Ort mir besser begegnet." „Muß sein," entgegnete die Chresenz, „sonst wärest du g'schwinder heimkommen zu Weib und Kind." „Mißgönst mir noch den Schoppen Most?" „Beim Schoppen Most hast emel nicht an dein krankes Roseli denkt, das arme Tröpfli." Diese Worte waren Oel ins Feuer. Fränzel wurde unwirscher, gröber und massiver, sein Lärmen wurde immer lauter; plötzlich ertönte ein Aufschrei, darauf erfolgte ein dumpfes Poltern — die arme Chresenz lag wimmernd am Boden — ein Faustschlag des betrunkenen Mannes hatte sie getroffen.

Es war dies das erste Mal, daß sich Fränzel an seinem Weibe vergriff, was sollte noch weiter kommen? Weinend richtete sich die arme Frau an der Wiege ihres Kindes auf. War das ihr lieber Franz, dem sie einst so freudig und stolz zum Altare gefolgt war, ihm dort die Hand zum Bunde für's Leben gereicht hatte? Daß er sich einst so verändern, sich einst in später Nacht, wenn sie sich in tausend Muttersorgen um ihr krankes Kind schier aufgerieben hatte, im Rausche an ihr vergreifen würde, davon freilich hatte sie an ihrem Hochzeitstage nie geträumt. Wie glücklich waren sie, solange der Vater Chlaus in der Haldimatt noch lebte, es war, als ob der alte Mann das Glück seiner Söhne mit sich ins Grab genommen habe. Seit dem unseligen Prozeß war es mit den Beiden abwärts, der Segen Gottes mit dem Frieden verloren gegangen. Und was würden jetzt ihre eigenen Eltern sagen? fragte sich die arme Cresenz, ihre Eltern, die sie einst so liebevoll gewarnt und ihr von der Heirat mit Franz abgeraten hatten. Und jetzt — jetzt muß sie das erleben, was sie nie für möglich gehalten, muß all' ihr bitteres Leid allein tragen, ohne jemanden klagen und erzählen zu dürfen. O wie schwer, wie schwer drückt das!

Lange noch tönte ihr Schluchzen und ihr Seufzen durch die Stube, vermischt mit dem Wimmern des kranken Kindes in der Wiege. Das Weinen der Beiden dringt bis zur Kammer, wo der gefühllose Vater im Rausche schläft und schnarcht; — es dringt hinaus in die stille Nacht und verhallt in ihrem Dunkel.

Einer hört es, der gerechte Gott im Himmel. Er sendet seinen Engel in die kalte Stube in der Haselrüthi und wenn auch das Oellichtlein flackert und sprozelt, die arme Frau sieht es nicht, wie der Himmelsbote jedes Tränenkügelchen in goldener Schaale sammelt und vor den ewigen Vergelter bringt.

Was auch die Chresenz leidet, sie liebt dennoch ihren Mann, sie grollt ihm, aber sie kann ihm nicht eigentlich zürnen. Ein paar Wochen vergehen, wieder sinnt und seufzt die geplagte Frau bis lang nach Mitternacht. Draußen stürmt und schneit es, ein wüstes Guchsiwetter, eine grausige Kälte. Noch ist der Fränzel nicht daheim. Ent-

setzliche Angst befällt die einsame Frau, furchtbare Bangigkeit und schlimme Ahnung treiben sie aus dem Hause. Sie läuft zum Nachbar Antoni hinab, pocht und lärmt, bis der gute Mann nach ihrem Begehren frägt. Auf ihre Bitte hin macht er sich auf, den Franz zu suchen.

Nach einer langen bangen Stunde, während der die Chresenz mit ihren Kindern in der Stube vor dem Cruzifix kniet und betet, blitzt das Licht einer Laterne durch die runden Fensterscheiben, — es naht sich jemand dem Hause. Es ist der gute Nachbar Antoni und sein Knecht, sie tragen einen Mann halbtot und erstarrt in Kälte und Eis. Chresenz steht auf und will den Männern entgegen gehen, aber sie wankt und sinkt in die Knie, der Schrecken hat sie wie gelähmt. Die Stubentüre geht auf, die Nachbaren legen die Last, die sie tragen, aufs verlotierte Kanape. Das Oellichtlein flackert auf und wirft seinen matten Schein auf Franz. Der Körper des Unglücklichen ist unnatürlich aufgetrieben, das aufgedunsene Gesicht rot angelaufen und zeigt einen Ausdruck von Rohheit und tierischer Sinnlichkeit. Der triefende, von Schnaps stinkende Mund steht halboffen. — Muß nicht der Anblick eines solchen in's Laster versunkenen Mannes bei einer Frau eher das Gefühl des Abscheues, als das der Liebe erwecken? Und doch liebt die Chresenz ihren Fränzel auchjetzt noch, es ist das ihre Pflicht als Frau, — und die Gnade des Sakramentes der Ehe hilft ihr dulden und leiden, voll Ergebung in Gottes heiligen Willen.

V.

Es war im Herbst des folgenden Jahres, als in der Gemeinde von den ehrwürdigen Vätern Kapuzinern eine Mission abgehalten wurde. Die Kirche war jedesmal g'stecket voll, denn auch aus andern Gemeinden waren viele Andächtige erschienen. Am zweiten Tage der Gnadenzeit bestieg ein ehrwürdiger Greis in schneeweißem Barte die Kanzel. Er begann zuerst leise zu sprechen, so daß man schier Mühe hatte, ihn zu hören und zu verstehen, aber immer lauter, immer mächtiger wurde seine Stimme und seine von heiligem Eifer durchglühten Worte fielen wie mächtige Hammerschläge auf die verhärteten Herzen. Er sprach von den Feindschaften. „Die Feindschaften" — führte er aus, „verschließen der Gnade Gottes die Menschenherzen. Diese hält bei den Feindseligen keine Einkehr. Das Gebot des Herrn lautet: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst." Wie kann ein Mensch beten: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, wenn sein Herz von Zorn und Haß überflutet? Der Feindselige zieht bei jedem Vaterunser, das er betet, den Fluch Gottes auf sich herab. Er kann nicht in den Himmel eingehen, die Hölle ist ihm gewiß, wenn er sich mit seinem Nächsten nicht aussöhnt."

In einem der hintersten Bänke, halb versteckt hinter einer Säule, saß der Sepp aus der Haldimatt. Ihm lief es bald eiskalt über den Rücken, bald wieder siedendheiß; die Worte des alten Kapuziners treffen ihn wie mit einem Holzschlägel. „Er meint mich," sagte der Haldimättler zu sich selber. Ihm war, als ob alle Leute die Köpfe nach ihm umdrehten und ihre Augen auf ihn richteten. Er hätte gern in den Boden versinken mögen und duckte seinen Kopf hinter den Rücken des Vordermannes hinab.

„Ja, ja, 's ist wahr," murmelte er, „an der ganzen Feindschaft bin ich schuld. Ich hab' angefangen! — Hätt' ich nur den Bruder nicht verklagt, — das hat dem Faß den Boden ausgeschlagen. — Aber, wo ist das Geld, wenn's der Fränzel nicht hat? — Ich hab doch ein Recht auf mein Geld! — Freilich beweisen kann ich 's nicht — aber es kommt schon noch heraus — das ist sicher und gewiß." —

In Sepp's Kopf geht alles durcheinander, alles ist drinn zunderobsi; er hört nichts mehr davon, was der Kapuziner weiter predigt, immer nur tönt's in seinen Ohren: „Dem Feindseligen ist der Himmel verschloßen, steht die Hölle offen."

Die Predigt ist zu Ende, ebenso die kurze, darauf folgende Andacht. Die Leute erheben sich und verlassen das Gotteshaus, der Sepp geht mit, er weiß nicht wie. Er kommt am Beinhaus vorbei, — die Türe steht offen. „Du gehst da hinein," sagt der Sepp zu sich, „und betest für den Vater selig ein Vaterunser." So war's der Haldimättler seit vielen Jahren zu tun gewohnt, wenn der Gottesdienst vorüber war.

In der düstern Totenkapelle wachte Sepps Gewissen auf's neue auf. Er sah, wie der verstorbene Vater sich gleichsam aus dem Grabe erhob und ihm mit erhobenem Knochenfinger drohte. — — „Die Feindschaft zwischen mir und dem Fränzel muß aufhören, — das muß sein," sagt der Haldimättler zu sich. „Aber, was wird der Fränzel sagen? — Er hat sich ja verschworen, als er mir jüngst begegnete. Auf dem Totbette wolle er mir verzeihen, hat er gesagt. — Doch ich habe angefangen zu händeln, ich muß

auch zuerst die Hand zum Frieden bieten. — — Gleich morgen geh ich zu ihm, — das tu ich."

Jetzt wird der Sepp ruhiger, er kann wieder beten. — Es ist ihm, als höre er den Vater aus dem Grabe ihm zurufen: „Nun bin ich mit dir zufrieden."

Am gleichen Tage war auch der Fränzel aus der Haselrüthi in der Predigt gewesen, auch ihm hatte der alte Kapuziner heiß gemacht. Bessere Gedanken fingen an, sich in seinem Herzen zu regen. „Wahrhaftig" sagt er zu sich selber, „wahrhaftig, der Kapuziner hat recht. S'ist eine Schande, wenn zwei Brüder mit einander Händel haben. Ich hätt' halt doch dem Sepp auch nicht so wüst sagen sollen, wie ich's getan habe, und so zu fluchen, hätt' ich auch nicht gebraucht. Das muß anders werden, und wenn ich im Haß gegen den Sepp sterbe, dann ist mir die Hölle gewiß. — Ich will wenigstens dem Sepp und der Kathri die Zeit abnehmen, wenn sie mir begegnen und will nicht mehr aufbegehren, wenn Sepps Meitschi mit meinen Gofen gfätterlen."

An diesem Abend ging der Fränzel nicht ins Wirtshaus. Er hatte sich auch tags zuvor überwunden und den festen Vorsatz gefaßt, ein anderer Mensch zu werden. Von nun an fehlte der Fränzel bei keiner Predigt. Die Chresenz jubelte und dankte Gott. Ihr Mann kam nicht mehr betrunken nach Hause, sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit gegen ihn und fing an, neu aufzuleben.

Am Sonntag nachmittags wurde die Mission feierlich mit Erneuerung der Taufgelübde und Segenandacht geschlossen. Der Fränzel betete noch, als schon die meisten Leute die Kirche verlassen hatten. Dann machte er sich auf den Heimweg und ging mutig am Wirtshaus vorüber. Ganz allein wandelte er seines Weges, die Hände in den Hosensäcken, den Kopf gesenkt und mit ernsten Gedanken beschäftigt.

Auf einmal schreckte er aus seinen Träumereien auf, sein Bruder, der Sepp stand vor ihm. „Franz!" rief ihm der Bruder entgegen. „Franz! sei wieder gut, verzeih' mir, ich hab's dir nicht schön gemacht, ich muß bekennen, ich habe zu voreilig gehandelt. Ich will gerne glauben, daß du um das Geld, — weißt du, vom Vater selig — nichts gewußt hast, aber was tut man nicht, wenn man chybig ist und einem die Leut den Kopf voll machen? Ich hab's schon mängisch bereut, daß ich dich verklagt und dir den Landjäger geschickt habe, ich hätte das dem Vater sel. unterem Boden nicht z'leid tun sollen."

In der düstern Totenkapelle erwachte Sepps Gewissen.

Der Fränzel ist überrascht, eine solche Abbitte hatte er nicht erwartet. Sepp aber schaute ihn wehmütig an und streckte ihm die Hand entgegen. „Gib mir die Hand, Bruder!" bittet er. Fränzel vermag kein Wort hervor zu bringen, seine Kehle ist wie zugeschnürt. Nun ergreift er Sepps Hand und hält sie fest. „Gute Nacht!" sagt endlich Sepp. „Gute Nacht!" entgegnet Fränzel und so ziehen die beiden Brüder versöhnt jeder seines Weges.

„Er bittet mich ab," spricht Franz im Weitergehen. „Er meint, ich wisse nichts vom Gelde der Vaters. — Hättest du nichts gesagt — hättest du mich zuerst reden lassen, Sepp, es wäre für mich vielleicht besser gewesen! — Was muß ich jetzt tun? Kann ich zu ihm sagen: Bruder, du irrst dich, ich hab wirklich das Geld vom Vater sel? Du hast keinen Grund, mich um Verzeihung zu bitten, denn ich habe dich um 5000 Franken betrogen. Du hast recht gehabt, als du mich verklagtest, mir den Landjäger schicktest! — Ja, recht hast g'habt, — der Franz ist ein Schelm! —

Aber was würden jetzt die Leute sagen, wenn das auskäme? Ich kann's nicht mehr bekennen, ich darf's nicht mehr bekennen. Denn ich hab' geschworen, daß ich vom Geld nichts wisse, — ich bin ein Meineidiger — — ein Meineidiger!"

Franz erschauderte, als er diese Worte zu sich selber sprach, er beschleunigte seine Schritte, als wollte er entfliehen, wie ein Verbrecher. Am andern Tage gingen die Leute in der Haselrüthi alle zur Kirche, nur der Vater selber, der Franz, ging nicht mit. Er habe in der Nachbargemeinde Geschäfte, sagte er. Am Abend kam er heim, betrunken, wie in frühern Zeiten. „Hättest du nichts gesagt, Sepp," wiederholte der Fränzel mehrmals im Rausche. „Hättest du nichts gesagt, jetzt kann ich nicht mehr!"

Von jetzt an will der Fränzel nichts mehr wissen vom Besuch des Gottesdienstes und von der Mission. Er ist verschlossener als je. Wieder streift er einsam in Wald und Feld herum, die innere Unruhe ist an ihm deutlich bemerkbar. Wenn ein Kind weint, so wird er wild und fängt an aufzubegehren, wenn die Frau ein Wörtlein zu ihm sagt, so hängt er ihr einen Schlötterlig an oder flucht wie ein alter Soldat. Er setzt sein Leben vor der Mission wieder fort, Tag für Tag hat er seinen Rausch, und die schönen Hoffnungen, denen sich Chresenz hingegeben hat, sind alle vernichtet. Mitten im Sonnenschein des Glückes ist es wieder plötzlich um sie dunkle, stockfinstere Nacht geworden. Kein Sternlein der Hoffnung flimmert der guten Chresenz — sie jammert und weint im Stillen und fleht zum Himmel um Erbarmen.

VI.

In der Haldimatt ging alles seinen gewohnten Gang. Der Sepp war glücklich, daß er sich, wie er glaubte, mit seinem Bruder ausgesöhnt hatte, ein zentnerschwerer Stein war ihm vom Herz genommen. Die Kathri hausete und sparte, und Jahr für Jahr wurde der Vorschlag, den der Haldimättler auf die Seite legen konnte, größer. Seit einem halben Jahre aber begann sich eine trübe Wolke am Himmel zu zeigen und die Sonne des ehelichen Glückes zu verdunkeln.

Die beiden Meitschi, das Seppeli und's Roseli, waren aufgeblüht, wie zwei Blümli auf der Matte. — Das ältere, das Seppeli, hatte sein 18. Jahr erfüllt, als es anfing, seit einiger Zeit zu kränkeln. Seine früher so blühende Gesichtsfarbe war verschwunden und hatte einem wachsgelben Aussehen Platz gemacht. Seine Hände waren schier durchsichtig. Das gute Kind fing an zu magern und aus den Kleidern zu fallen, es klagte über Müdigkeit und es wurde ihm beschwerlich, am Sonntag die Kirche zu besuchen. „Bleichsucht," sagte der Doktor, „da hilft nichts, als gut Essen und Trinken und Ruhe." Ruhe ließ man dem Mädchen, und der Vater begehrte gleich auf, wenn das Seppeli sich irgend wie anstrengen wollte. Am Essen und Trinken fehlte es ihm auch nicht, aber das arme Tröpfli hatte keinen Appetit, und man mußte es zum Essen zwingen. In den letzten zwei Monaten fing es zudem an, zu hüsteln. Das wollte den Eltern gar nicht gefallen; der Doktor rückte mit der Sprache nicht heraus, — das war verdächtig. All das machte dem Sepp grüseli viel anen, denn das Seppeli war ihm ans Herz gewachsen. Der Zustand des Mädchens wurde von Woche zu Woche schlimmer und am Allerseelentag lag die Tochter draußen auf dem Friedhof beim Großvater sel. und die weinenden Eltern und die trostlose Schwester gaben ihm das Weihwasser und beteten: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr."

Ein Unglück kommt selten allein, sagen die Leute und es ist etwas Wahres daran. Wochenlang hatte das Roseli seine schwindsüchtige Schwester gepflegt, jetzt fing es selber an, zu hüsteln und zu frösteln. Der Doktor meinte, eine Luftveränderung täte dem Kinde gut und der Aufenthalt in einer wärmern Gegend. Aber da war bös raten. Als man dem Roseli davon sagte, es müsse für einige Zeit in ein Bad, da fing es an entsetzlich zu brieggen. Die Langezeit töde es gewiß, es gehe nicht fort von Vater und Mutter und bitte um Gotteswillen, daß es daheim bleiben dürfe. — Kein Jahr verging, und das gute Roseli schlief bei seiner Schwester, dem Seppeli, in stiller Grabesruhe und wartete auf den Tag der Auferstehung. Ein kinderloses Elternpaar weinte am Grabe, aber ergeben in Gottes heiligen Willen, denn es sagte der Sepp: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen!" und wischte sich die Tränen aus den Augen.

Zwei Jahre später traf es sich, daß die Chresenz z'Chilen und z'Opfer gegangen war für eine nahe Verwandte und auch der Sepp war im Gottesdienst gewesen. Wie nun dieser gesenkten Hauptes, den Leidmantel über dem Arm, nach Hause ging, gesellte sich die Schwägerin Chresenz

zu ihm und ließ sich in einen Disput mit ihrem Schwager ein. „Wie gehts?“ sagte sie. „Ist's wahr, daß deine Frau krank ist? Meine Kinder haben's heimgebracht von der Schule.“

Der Sepp atmete schwer auf und entgegnete: „Leider Gott ist es so. Die gute Kathri ist gar nicht in der Ordnung, und wie ich die Sach' verstehe, so ist's mit ihr recht bedenklich. Sie hat's akurat, wie die zwei Meitschi es gehabt haben, den gleichen Husten und Auswurf und die nämliche Müdigkeit in den Gliedern. Ich muß sagen, sie hat's präzis so.“ Als der Sepp das sagte, zog er sein Nastuch hervor und fuhr damit über die Augen.

„Was du nicht sagst, Schwager,“ entgegnete die Chresenz, „Du lieber Gott im Himmel oben!“ Es wurde ihr schwer, der guten Frau, den niedergeschlagenen Schwager zu trösten, sie trug ja selber auch ein Kreuz und dazu ein mächtig großes.

„Kannst luogen,“ fuhr endlich der Sepp fort, „es geht so. Wenn sie noch den Herbst erlebt, so kann ich von Glück reden. Ich darf vor ihr nichts merken lassen und wenn's mir schon schier das Herz zersprengt. Sie briegget viel im Stillen, wenn sie allein ist, hat oft ganz rote Augen, besonders wenn sie aus der Kirche heimkommt und vom Friedhof, wo die beiden Meitschi liegen. — Es ist schier nicht zu tragen, Schwägerin, wie der Herrgott mich heimsucht. Wenn ich d'ran denke, welch' ein schönes Leben wir gehabt haben, welch' glückliche Familie wir einst gewesen sind, bei einer so braven Mutter und bei so guten Kindern, da möchte ich, glaub's mir, lieber grad selber sterben. Lieber zwei Stuben voll Kinder haben, als so eines um's andere verlieren.“

Der Schwägerin ging ein Stich durch's Herz bei diesen Worten, sie griff nach dem Scheibenzipfel und trocknete ihre Tränen, dann suchte sie den Schwager zu trösten: „So bös wird's am Ende doch noch nicht sein, Sepp. Tröste dich, aber wie es auch gehen mag, denk: in Gottes Namen! Hast doch noch ein Gutes, hast mit keinem einzigen von den Deinen Unehr und Schande erlebt. Aber denk an mich und meinen Mann. Wie mängisch hätte ich schon lieber in den Boden hineinfahren mögen, als das Sündenleben mit ansehen und eine solche Hölle haben im eigenen Hause. Ich darf mich bald vor den Leuten nicht mehr sehen lassen, überall zeigen sie mit den Fingern auf mich und sagen: „Das ist des Haselrüthi-Franzen Frau. Die hat auch eine böse Lebtig.“ Vorgestern haben sie den Fränzel auf einer Stoßbähren heimgebracht nach Mitternacht, und er hat nicht mehr allein laufen können. Gestern ist er den ganzen Tag im Bett g'legen und da hab ich ihm den Doktor holen lassen, der hat aber gesagt, das sei eine Art Schlaganfall u. es könnte noch das eine oder andere Mal so kommen.“

„Wie gehts?“ sagte sie.

„Ja, mit dem Fränzel steht's bös, recht bös, und du hast ein Leben, keinem Hunde möcht' ich's gönnen,“ sagte der Sepp. Die Chresenz entgegnete: „Hätte ich das vorausgesehen, als ich noch ein närrsches lediges Meitli war, nicht mit vier Stieren hätte man mich wegführen können von heimen, aber jetzt ist's halt nicht mehr zu ändern.“

Sepp suchte seinen Bruder etwas zu entschuldigen, indem er sagte: „Mein Bruder ist früher doch ein ganz anderer Mensch gewesen; das verfluchte Saufen hat ihn so appen gemacht. Ich weiß gar nicht, wie er dazu gekommen ist. Jetzt freilich ist es zu spät, daß er sich bessert.“

„Ich traue ihm gar nicht gut, Schwager!“ schluchzte Chresenz. „Es könnte mit ihm einst schnell zu Ende gehen.

Bald hält er sich ordentlich still und ist ganz manierlich, auf einmal fängt er wieder an zu

wüten, daß ich ihn nicht mehr zu halten vermag. — Ach Gott, was wird aus mir und den armen Kindern werden, wenn er einmal nicht mehr da ist?"

Der Sepp schweigt, die Chresenz auch. Endlich kommt sie wieder zu Worten. „Ich darf's dir schon sagen, Schwager," lispelt sie — „es steht mit uns schlecht, miserabel schlecht, wir stecken über die Ohren in Schulden. Ich bin nach und nach dahinter gekommen und hätte nie geglaubt, daß es mit uns so schlecht stehe!"

„Ist's möglich?" sagte der Sepp und schaute die Chresenz mit großen Augen an. „Es ist nicht anders, leider Gott," erklärte die Schwägerin und ohne zu überlegen, was sie sagte, fuhr sie fort: „Daran ist der verfluchte Prozeß schuld!" Dem Sepp ging bei dieser Rede ein Stich durch's Herz, aber die Chresenz war im Zug, sie fuhr fort: „Seit dem verfluchten Prozeß ist der Fränzel ein ganz anderer geworden, und das Glück ist nicht mehr daheimen in der Haselrüthi. Zuerst hab' ich gemeint, das komme von der Feindschaft, aber jetzt habt ihr ja wieder Frieden gemacht und es ist alles in Ordnung, — nur der Fränzel ist beim alten geblieben, es muß öppis anderes dahinter stecken!"

Jetzt trennte die Beiden der Weg; der Sepp war froh darob und mit einem „hab' Geduld, Schwägerin" und „Wünsch' guten Tag!" trennte er sich von seiner Begleiterin.

Die Haselrüthifrau ging ihrem Hause zu, da lief ihr schon von weitem der Jüngste, ihr Seppli, entgegen. „Was macht der Vater?" fragte sie ihn. „Ich weiß es nicht!" entgegnete der Kleine, „der Vater ist noch im Bett. Aber Mutter ich möchte euch öppis sagen." „Was denn, Seppli?" „Mutter, gestern hat der Pfarrer in der Schule gefragt, ob keiner von uns Buben Geistlich werden wolle, er wolle ihm im Lateinischen Stunden geben und es solle ihn nichts kosten, wenn er brav sei. Mich hat er noch extra gefragt. Darf ich Geistlich werden, Mutter? — Gelt ich darf?"

Die Chresenz mußte lächeln über den Eifer des Kleinen, doch durchzuckte sie ein herber Schmerz beim Gedanken, daß sich wohl der Wunsch des Knaben nie erfüllen werde beim traurigen Zustande, in dem sich seine Familie befand. Einstweilen sagt sie beschwichtigend zum Seppli: „Wir wollen öppe luogen!" Darüber war der Kleine hoch erfreut. „Mutter!" rief er aus, „wenn ich einmal Pfarrer bin und ihr und der Vater alt seid, dann müßt ihr bei mir wohnen und es gut haben." „Es wird nicht so g'schwind zu dem kommen!" sagte die Mutter und wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Auge.

Langsam ging sie in's Haus und hinein in die Kammer, wo ihr Mann, von Fieberträumen geplagt, wirre Reden führte, bald tobte, bald wieder weinte.

VII.

Der kleine Seppli konnte vor Freude die ganze Nacht nicht schlafen! Schneller noch, als sonst, erhob er sich am folgenden Morgen, kleidete sich rasch an, wusch und kämmte sich und hatte kaum Zeit, das Frühstück zu sich zu nehmen; sofort machte er sich auf den Weg zur Schule.

Auf dem Weg begegnete ihm sein Götti, der Onkel Sepp. Seppli reichte ihm freundlich grüßend die Hand und nicht lange ging's, so war auch der Haldimättler in all' die Hoffnungen und das Glück eingeweiht, die das Herz des guten Knaben bei seinem Plane bewegten, Geistlich zu werden. Der Götti Sepp hörte dem Kleinen schweigend zu, dann sagte er: „Götti, wenn du recht brav bist und gut lernst, dann will ich dir auch dazu helfen, daß du Geistlich werden kannst. Sag das der Mutter! Aber hörst du, brav mußt du immer sein und brav beten und fleißig lernen." —

Wer war nun glücklicher als der Kleine? — Sofort eilte er in den Pfarrhof, um sich für den Unterricht im Latein zu melden und den Herrn Pfarrer zu bitten, daß er ihm erlaube, sich auf das Altardienen in der Kirche vorzubereiten. — Sobald aber die Schule zu Ende war, eilte er im Galopp der Haselrüthi zu und verkündete seiner Mutter frohlockend: „Juhe! Nun ist's im Gange! Nächsten Mittwoch beginnt der Lateinunterricht — und der Onkel Götti hat versprochen, mir dazu zu verhelfen, daß ich studieren und Geistlich werden kann. — Gelt Mutter, gelt, das freut dich!"

Die Mutter zeigte wenig Lust, an der übermäßigen Freude ihres Kindes teilzunehmen. — Sie sah abgehärmter und trauriger aus als je, und wischte sich häufiger, als sonst, verstohlen eine Träne aus den Augen. Mit ihrem Manne ging es Tag für Tag rückwärts. Die lichten Augenblicke wurden bei ihm immer seltener, das Toben dagegen stellte sich immer häufiger ein, dann ergriff ihn eine schreckliche Angst, die ihn quälte und marterte.

Soeben hatte der Unglückliche wieder einen ähnlichen Anfall gehabt, als Chresenz gerade bei

ihm war. „Sie kommen, sie kommen!“ rief er plötzlich zitternd aus, und suchte sich unter die Bettdecke zu verkriechen. — Dann erhob er sich plötzlich in seiner Folter vom Bette, Furcht verzerrte sein Gesicht, die Augen traten ihm aus den Höhlen, die Fäuste ballten sich und Schweiß rann über seine Stirne herab. Mit stieren Blicken schaute der Kranke nach der Türe und rief: „Sie kommen! Hu, hu! Sie kommen! Siehst du, Chresenz, da kommt der Landjäger! — — Ich muß mit ihm auf's Rathaus! Komm nur auch mit, Chresenz! Komm mit!“

Nachmittags war der Fränzel wieder etwas ruhiger, er schien zu schlummern. Als seine Frau zu ihm trat, schaute er sie auf einmal recht freundlich an. „Was hast?“ fragte sie voll Teilnahme, „wo tut's dir weh?“ „Da“, gab Fränzel zur Antwort und deutete auf die Brust. Nach einer Weile sagte er mit matter Stimme: „Chresenz! verzeih' mir! Lieb's Weib! Gelt du verzeihst mir?“ Chresenz kann ihre Tränen nicht mehr zurückhalten, sie beugt sich liebevoll über den Kranken. O, was hätte sie darum gegeben, früher ein solches Wort von ihm zu hören; aber auch jetzt ist es ihr noch willkommen, herzlich willkommen. In ihrem Herzen regt sich der Wunsch: „O, möchte er doch gesund werden, 's könnt alles noch recht heraus kommen.“

Gegen Abend kam der Doktor, Chresenz fragte ihn, ob noch Hoffnung auf Genesung vorhanden sei. — Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf. „Laßt den Kranken nie allein!“ verordnete er. „Der Puls ist unregelmäßig und die Kräfte nehmen ab. Ist der Geistliche noch nicht da gewesen? —

„Nein,“ entgegnete Chresenz, „Er hätte aber auch wenig ausrichten können, der Kranke war fast nie bei Besinnung.“ „Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das nun meistens der Fall sein. Sobald der Kranke einen lichten Augenblick hat, laßt ihn versehen, — versteht ihr, Frau! Laßt den Pfarrer rufen!“ „Steht es so schlimm?“ jammerte Chresenz. „Euer Mann war ein Trinker,“ entgegnete der Dokter, „drum ist seine Natur weniger widerstandsfähig, als die eines andern Kranken. Eine augenblickliche Gefahr ist zwar nicht vorhanden, ein weiterer Schlaganfall aber ist leicht möglich. Sorgt darum zur rechten Zeit!“

Wo es nur immer die Zeit erlaubt, weilt Chresenz am Bette des Kranken, sie hofft noch immer, daß Fränzel zur vollen Besinnung gelangen und sich mit Gott aussöhnen werde. Fränzel hat soeben etwas geschlummert, auf einmal bemerkt Chresenz, wie der Kranke unruhig wird. Sie sieht, wie er eister mit den drei Fingern seiner rechten Hand über die Bettdecke fährt. Jetzt will er sich umdrehen, — es geht nicht; jetzt sucht er seinen Körper im Bette aufzurichten, aber vor Schwäche fällt er gleich wieder in die Kissen zurück. Plötzlich öffnen sich seine Augen und mit den drei Fingern seiner Hand zeigt er auf die dem Bette gegenüber stehende Kommode.

„Dort,“ sagt er, „dort in der untern Schublade — — o — ein Schuldschein — g'hört dem Sepp!“ Ein schwerer Seufzer und er sinkt in die Kissen zurück. Ruhig liegt er da, die Augen sind geschlossen, das Herz pocht und arbeitet in raschen Schlägen. Sein Gesicht färbt sich bald rot, bald blau, ein Zucken geht durch den ganzen Körper. „Jeses,“ schreit die Frau — „der Vater stirbt!“ — sie ruft den Kindern, zündet die Sterbekerze an, — doch bald merkt sie, daß der Anfall für diesmal wieder vorüber ist, — Fränzel ist nun ganz ruhig geworden. — Nachdem die Familie am Bette noch einige Zeit gebetet hat, und die Besserung scheinbar anhält, verläßt die Mutter mit den Kindern die Kammer, um das Nachtessen einzunehmen. — Kaum sind alle in der Stube versammelt — da ertönt aus der Kammer ein dumpfer Fall, — ein Stöhnen — drauf wird alles wieder still. — Chresenz eilt sogleich in die Kammer. Was sieht sie! Fränzel hat das Bett verlassen, sein Körper liegt regungslos auf dem Fußboden ausgestreckt. Ein Schrei des Schmerzens durchdringt das Haus — Chresenz sinkt bei der Leiche ihres Mannes nieder, — dessen Seele vor den ewigen Richter getreten ist. —

Wie sich Chresenz vom ersten Schrecken etwas erholt hat, bemerkt sie, daß Franz die unterste Schublade der Kommode herausgezogen und ein Papier herausgenommen hat. — Die rechte Hand umklammert noch das Papier; sachte sucht es die Frau unter der Leiche ihres Mannes hervorzuziehen. Ein Blick darauf genügt, ihr zu sagen, daß es ein Schuldschein ist, — eine Verschreibung von Franken 5000, die Franz von seinem Vater, zu dessen Lebzeiten von ihm bezogen hat. —

VIII.

Noch am gleichen Abend spät klopfte es beim Sepp in der Haldimatt an. Chresenz stand an der Türe und berichtete schluchzend den Tod ihres Mannes. Dringend bat sie ihren Schwager um

Einlaß, — sie habe ihm eine wichtige Mitteilung zu machen. —

In der Stube erzählte nun Chresenz vorerst, wie sie ihren Mann tot neben seinem Bette ausgestreckt gefunden habe. — „Offenbar habe er vor seinem Ende das Bett verlassen, um ein Papier aus der Kommode zu nehmen, das sie bei der Leiche gefunden habe."

Zitternd übergab sie mit diesen Worten dem Schwager das aufgefundene Schriftstück. Sepp warf einen Blick auf das Schreiben, — sofort wurde es ihm klar; das Geheimnis, das so viel Unglück und Schande, so viel Weh und Schmerz über zwei Brüder und ihre Familien gebracht hatte, lag offen zu Tage. — Es war also doch wahr, — Franz hatte von seinem Vater Geld, und zwar im Betrage von 5000 Fr. erhalten, ihm dafür einen Schuldschein ausgestellt, — sich aber in den Besitz desselben zu setzen gewußt. —

Sepp wurde totenbleich beim Anblick des verhängnisvollen Papiers, Chresenz weinte und schaute den Schwager bittend an. Erregt erhebt sich der Haldimättler und geht in der Stube auf und ab. „Ist's möglich!" wiederholt er zwei, dreimal — sonst weiß er nichts hervorzubringen. — Totenstille herrscht in der Stube, nur unterbrochen durch das leise Weinen der Chresenz. Plötzlich tritt Sepp vor die arme Frau hin, — er schaut sie mit ernsten, fast drohenden Blicken an. „Hast du davon gewußt, daß Franz das Geld erhalten hat? Hast du davon gewußt, als du vor dem Gerichte den Eid abgelegt hast?" Wie von einer Schlange gebissen, fährt die arme Frau auf. „Nein, nein! Bei Gott und allen Heiligen," ruft sie, „ich habe nichts davon gewußt!" — Jetzt stürzt sie vor ihrem Schwager auf die Kniee und fängt zu bitten an: „Schwager, verzeihe — verzeihe — deinem armen Bruder! — Die Not hat ihn zu diesem Schritte getrieben, ich selber hatte keine Ahnung davon, da Franz das Geld nur nach und nach bezogen haben muß. — Mir hat er nie, nie etwas davon gesagt."

Sein Körper liegt regungslos auf dem Fußboden.

Nachdenklich und ratlos, was er seiner Schwägerin antworten sollte, ging er in der Stube auf und ab. — Immer klarer wurde sein Einblick in die Angelegenheit. Franz hatte den Schuldschein gleich nach dem Tode des Vaters an sich genommen, in der Absicht, ihn zu vernichten. Entweder vergaß er, dieses zu tun, oder sein Gewissen hinderte ihn daran, wie ja oft der Verbrecher das Werkzeug seiner Tat verbirgt, bis es an ihm zum Verräter wird. —

Vor seinem Tode erinnerte sich der unglückliche Bruder an das verhängnisvolle Schriftstück — jetzt wollte er es vernichten und wurde dabei von Gottes strafender Hand erreicht. — Alle die Leiden und all' das Unglück, die der unselige Schuldschein zur Folge hatte, der jahrelange Streit, der bittere Groll und die Feindschaft zwischen den Familien tauchten wieder vor ihm auf — doch nach heftigem innerm Kampfe siegte das bessere Gefühl. — Plötzlich näherte sich Sepp der Kammertüre und blieb einige Augenblicke horchend stehen, — dann trat er ein. In der Kammer lag seine Frau Kathri auf dem Schmerzenlager, schwach und abgezehrt. — Sie hatte alles gehört, was von ihrem Manne und Chresenz in der Stube gesprochen worden war. Leise besprach sich Sepp mit seiner Frau — dann trat er wieder in die Stube und auf seine Schwägerin zu. Versöhnt und tröstend reicht er ihr die Hand und sagte: „Chresenz! ich habe meinem Bruder schon einmal verziehen, ich verzeihe ihm heute noch

einmal alles — alles. Gott sei seiner armen Seele gnädig. — Von den 5000 Franken darf ich von Rechtswegen nur die Hälfte ansprechen, freilich ein paar hundert Franken hat mich der Prozeß schon gekostet, — aber vergeben ist vergeben. — Du und deine Kinder haben sonst nicht zu viel — ich schenke euch alles. — Die Hälfte der Schuld, die rechtmäßig mir gehört, behalte ich — aber nicht für mich. Davon soll mein Götti, der Seppli, studieren und Geistlich werden. So soll es Segen bringen, das Unglücksgeld. Wenn's dir recht ist, mache ich den Verwalter."

Chresenz hätte aufjauchzen mögen bei diesen Worten ihres Schwagers. Sie ergriff seine Hand und dankte aufs tiefste gerührt. „Vergelts Gott, Schwager. — Gott der Herr soll es dir vergelten in der Zeit und Ewigkeit." Aufstehend fügte sie bei: „Aber gelt, Schwager, von der ganzen Angelegenheit sagst du niemanden ein Wort? Auch meine Kinder dürfen nichts, gar nichts erfahren. Ich will ihnen nicht noch den letzten Funken Achtung rauben, den sie vor dem toten Vater haben."

Der Haldimättler versprach seiner Schwägerin, Wort zu halten und um vieles erleichtert und getröstet ging diese nach Hause. —

Einen Monat später verließ innert wenig Jahren zum drittenmal ein düsterer Leichenzug die Haldimatt. Die allgemein geachtete Bäuerin Kathri wurde zu Grabe getragen, hinter ihrem Sarge schritt tiefgebeugt der Haldimättler. „Hol' auch mich bald nach," hatte er vor wenigen Tagen zu seiner Ehfrau gesagt — „denn so allein, ohne ein Einziges seiner Lieben mehr zu besitzen, hätte für mich das Leben keine Freude mehr."

Diese Verlassenheit fühlte der Haldimättler seit dem Tode seiner Frau Tag für Tag immer mehr. Nicht so ganz mit Unrecht hatten die Leute behauptet, in der Haldimatt führe eigentlich die Kathri das Regiment, und sie habe die Hosen an. — Nun, sei dem, wie ihm wolle, der Sepp war wenigstens zufrieden und glücklich bei diesem Regiment, und seit dem Tode seiner Frau fühlte er es immer mehr, wie alles drunter und drüber gehe, ohne die Aufsicht der Hausfrau. Der gute Haldimättler hatte niemand mehr, mit dem er sich beraten, dem er vertrauen konnte. Das machte dem Sepp viele Sorgen, was sollte er tun? Soll' er sein Heimen verkaufen? Dann ist er noch mehr allein und müßig sein mag er auch nicht, nachdem er sein lebenlang gearbeitet und gewerchet hat. — Sepp sann und sann darüber nach, was er tun solle, — endlich kam er auf einen Ausweg.

Eines Abends kehrte der Haldimättler in der Haselrüthi ein und fand dort freundliche Aufnahme. Nachdem man über dieses und jenes gesprochen, sagte der Sepp auf einmal zur Chresenz: „Schwägerin, ich habe eine Bitt an dich! — „Wenn ich dir nur entsprechen kann," sagte die Chresenz, „am guten Willen fehlt's nicht."

„Ich glaube, es sollte möglich sein," entgegnete Sepp. „Wenn man so allein dasteht in der Welt, hat man an nichts mehr Freude. Man weiß nicht, für wen man sorgt und für wen man arbeitet. So ein Leben ist mir verleidet."

Der Sepp wartete einwenig mit dem Weiterreden und hustete — während alle in der Stube ihn voll Verwunderung anschauten. Endlich fuhr er weiter: „Ich habe schon an's Verkaufen gedacht, aber, das hat auch sein Häckchen. — Chresenz, ich mache dir einen Vorschlag: Laß deine Aelteste, das Anneli, zu mir in die Haldimatt ziehen, damit sie mir die Haushaltung führt, — sie soll's nicht bös haben bei mir. Das Anneli ist ein braves, g'schaffiges Meitschi, und im G'sicht nach erinnert es mich so an mein Seppeli. Ich glaub', das Anneli paßte exakt für mich und wenn's brav bleibt und schön zu mir luogt, so solls bei mir nicht zu kurz kommen." — Chresenz vergaß vor Staunen zu antworten, ihr Schwager fuhr fort: „Ihr werdet einst meine Erben sein; möchte darum auch noch bei meinen Lebzeiten sehen, wie ihr mit der Sach' umzugehen versteht. Daß ihr einstweilen wegen der vorhandenen Schulden ziemlich übel dran seid, das weiß ich, — aber ich bin auch noch da und werd' euch nicht im Stiche lassen. Der Franz wird einst die Haselrüthi übernehmen, der Seppli wird Geistlich und das Anneli, wenns brav bleibt, wird einst Meisterin in der Haldimatt, wie gefällt euch das? Und jetzt, Schwägerin, erhöre meine Bitte und laß dein Anneli zu mir ziehen!"

„Wenns Meitschi will," sagte endlich die Chresenz, „so bin ich mit ganzem Herzen damit einverstanden." Das Anneli war bald entschlossen. „Was mich betrifft, so bin ich gern bereit, zu euch zu ziehen, lieber Onkel." „Dann kommst du halt," sagte Sepp, „und zwar je schneller, um so lieber! Für heut', b'hüet euch Gott alle miteinand!"

Das Anneli wartete nicht lange, seine Stelle anzutreten. Schon am andern Tage packte es seine Sachen in ein Bündelein zusammen und zog gegen Abend der Haldimatt zu.

„Anneli!" sagte die Mutter, „du gehst deinem Glück entgegen. Denk alle Tage daran, was der Onkel an dir tun will und folg' ihm, wie sein eigenes Kind, und wenn du einmal im Glück bist, so denk' auch an deine Mutter und deine Geschwister, wer weiß, wie es uns geht?" — —

Weinen erstickte ihre Stimme, sie langte in das Weihwasserkesseli und machte ihrer Tochter das hl. Kreuzzeichen auf die Stirne: „B'hüet dich Gott, Anneli!" „B'hüet Gott, Mutter!"

* * *

Zwölf Jahre sind inzwischen vergangen, es ist ein herrlicher Julitag. Die Kirche des Dorfes ist festlich geschmückt, der Eingang zum Pfarrhof mit Blumengewinden geziert. Früh morgens schon dröhnten Böllerschüsse von der nahen Anhöhe, bald erhoben auch die Glocken ihre feierliche Stimme und luden die Bewohner des Dorfes zum Besuche einer herrlichen, seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommenen Feier, zu einer Primiz. Festlich geschmückt eilen die Leute von allen Seiten herbei, Freude strahlt auf allen Gesichtern. — Jetzt öffnen sich die reich geschmückten Pforten des Pfarrhofes, ein festlicher Zug bewegt sich von da zur Kirche. Kreuz und Fahne ziehen voraus, weißgekleidete Mädchen folgen, an der Seite des ehrwürdigen greisen Pfarrers schreitet der Primiziant. —

Bei seinem Erscheinen geht ein Flüstern und Lispeln durch die Reihen des zahlreich sich herandrängenden Volkes. „Siehst ihn," heißt es da und dort, „das ist der Sepp aus der Haselrüthi — wie bescheiden und wie fromm er drein schaut!" — Hinter dem Primizianten schreitet voll Würde und Anstand der Herr Götti, der Haldimättler und an seiner Seite die Mutter des Primizianten, die überglückliche Chresenz. Dann folgen die Geschwister und Verwandten des Neupriesters, unter ihnen auch ein glückliches Paar, — das Anneli, die Bäuerin auf der Haldimatt, der ihr Onkel Sepp das Heimen vermacht hat und die morgens durch die Hand des Primizianten einem der brävsten Jünglinge des Dorfes angetraut werden wird.

Freude glänzt in den Augen der braven „hübschen Leute", die heute das Glück des jungen Priesters teilen. Und doch, wie manche bittere Träne hat schon diese Augen getrübt, wie manches Leid sie verdunkelt. — Heute ist dem Leide Freude gefolgt, aus dem Unheil ist Heil und Segen ersproßen. — Der verfluchte Hunger nach Geld hatte wieder einmal Unheil gestiftet, frommer Sinn und Edelmut aber den Fluch in Segen umgewandelt. Freudig frohlockten daher die Herzen mit dem Primizianten am Altare: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind."

Ein kalter Winter.

Im Kirchenratsprotokoll Hergiswyl Nidw. hinterläßt Schreiber Val. Zibung des Rats, Löwenwirt, nachstehende interessante Mitteilungen über das Jahr 1830:

„Den 30. Jener ist maria Zibung in Einem schif auf stanßstad gefaren, und den 2ten Horner mitags Zeit ist er über den Isch Zur Ruck Komen, und ist der Erste Hergiß Wüler gewesen daß iber daß Isch gangen ist Weil der söö gantz iberfroren War."

„Den 3ten Horner War Zinstagmarcht in Lucern. Da Waren die Leit mit schliten auf Winkell Hönauß und an demm abent ist Jemand mit einem pfert iber daß Isch auf stanßstad gefaren."

„Den 8ten Horner ist ein Lucernerpieter mit 22 Hauten vüch iber den Isch auf stanßstad gefaren, in daß Casper scheiberß Zuo Hirten. Diseß Habe ich selbst gesechen."

„Den 22. Horner seind unser 4 persohnen von minem Hauß auß dem Brunacher Wirths-Hauß in einem Kasten schliten iber daß Isch gefaren, und auf stanß Zur Kronen alwo mein Tochter daß HochZeitmall Hate."

Bei den Hochzeitgästen war Josepha Zibung, geboren 1814. Ihrer Mittheilung zufolge wurde trotz Mahnung der ältern Gäste bis Nachts in der Krone getanzt. Inzwischen war Tauwetter eingetreten und „das Isch" gebrochen. Darum großer Jammer bei der Rückkehr über den See.